

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 10

Artikel: Literatur über Oscar Wilde
Autor: Helbling, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LITERATUR ÜBER OSCAR WILDE

Die Literatur um und über Oscar Wilde ist im Laufe des letzten Jahres beträchtlich und interessant gewachsen. Die bestechende Erscheinung des Engländer lässt trotz aller Verfemtheit die Gemüter nicht in Ruhe. Und andererseits ist es die Stimme der Freunde, die ihren vergötterten Oscar immer auf neuem Wege zu rehabilitieren suchen, da sie seinem Geiste in uneingeschränkter Bewunderung dienen. Dass diese Wilde-Literatur ihre Heimat in Deutschland gefunden hat, da sie originaliter aus England verbannt ist, bleibt eine Tatsache, die zu alt und zu lächerlich ist, als dass sie der Erörterung noch wert wäre. Schließlich ist es auch gleichgültig, aus welchem Lande das Wissen über Wilde in die Welt gelangt, da es ja keinen Zoll bezahlt.

Der „freundlichste der Freunde“ Wildes ist offenbar Frank Harris, der schon vor mehr als Jahresfrist ein umfängliches Buch *Oscar Wilde* herausgegeben hat.¹⁾ Er nennt es „eine Lebensbeichte“, weil ehrlich und redlich, ohne Beschönigung und ohne Sentimentalität, das Schicksal spricht. Es ist die Biographie Wildes, so gebaut, dass der Höhepunkt sehr bald erreicht ist: die Katastrophe im Prozess mit des Freundes Alfred Douglas Vater. Doch nicht diese widerwärtigen Verwicklungen und Bloßstellungen, nicht die Schamlosigkeit öffentlicher Neugier, das Triumphgeheul der Moralisten sind es, die in der Darstellung von Harris hier irgendetwas zu bedeuten hätten, das nahe geht und Mitleid mit dem Angeklagten weckt. Sondern die liebevolle Haltung gefällt, mit der Harris alle Stimmungen und Regungen in Wilde behorcht, dem er in diesen Tagen enger und treuer denn je verbunden ist. Die Fürsorge, mit der er Wilde dem Netz der Gemeinheit entziehen will. Die Geduld, mit der er die Entschlussunfähigkeit des Freundes erträgt, der durch das Besteigen eines Bootes sich nach Frankreich hinüber retten könnte. Ohne dass Harris es will, zeigt er seine eigene Seele, die im Widerstreit ist, weil sie zwischen der Schuld oder Unschuld des Angegriffenen nicht zu entscheiden weiß. Es ist ergreifend, wie mutig und edel er steht, als ihm Wilde in seiner gequälten Art bekennt. Und dann ist er wieder der einzige, der nach der Konkurserklärung bei der Überführung Wildes vom Gefängnis zum Gerichtshof am Wege wartet und vor dem Sträfling tief den Hut zieht, wofür ihm ein Aufleuchten und Lächeln Dank genug sind. Denn die Bewunderung und Liebe will keinen Dank, und Harris hat ihn in seiner rührenden Selbstlosigkeit auch nie beansprucht. Er hat zuviel von Wildes Persönlichkeit genießen dürfen, von dem unwiderstehlichen und nie besiegten Charme des Dichters im persönlichen Umgang, als dass er für seine Gaben die Quittung verlangen durfte. Er selbst war ein Opfer, wenn man so will, das Opfer des bezauberndsten und geistvollsten Menschen, den England zu seiner Zeit kannte, und dem jeder verfiel, der ihm begegnete und ihn näher kennen lernte. So wie Frank Harris Wilde beschreibt, war der Dichter in all seinem Ruhm und all seiner Eitelkeit, im Unglück auch ein Kind, ein Kind des Schönen, das er ein Leben lang gesucht hat, auch in der Qual der gesellschaftlichen Niederlage und der Einsamkeit der Jahre nach der Entlassung aus dem Zuchthaus.

¹⁾ S. Fischer Verlag, Berlin, 1923.

Weil er ein Kind war, ließ er sich leiten, von seinen Freunden. Auch von Lord Douglas, der dadurch sein Untergang wurde, weil Wilde sich nie von ihm trennen konnte, obwohl er hundertmal den Schlussstrich ziehen wollte. Diesem unentschiedenen Zuge des Freundes galt Harris' Aufmerksamkeit und Hingabe, er macht ihn geradezu zum Kern von Wildes Charakter, zu seinem größten Fehler und Unglück gleichzeitig. Dass er ihn nicht leugnet, ist Harris' Tugend; dass er zu ihm hält, ist sein Bestes. Darum ist sein Buch, das die Tragödie des Vielumstrittenen mit wunderbarem Takte schreibt, ein schönes Werk der Freundschaft, die Wilde, der Kostbares darüber gesagt hatte, wie kein anderer erfahren durfte.

Die zweite Erscheinung legt Max Meyerfeld in erlesenem, klangvollem Deutsch vor. Es ist die Ergänzung und Vollendung jenes Fragments, das unter dem Titel *De profundis* längst bekannt ist und jetzt in vollem Umfang gegeben wird. *De profundis* war der Teil eines Briefes, den Wilde im Zuchthaus schrieb und Alfred Douglas zudachte. Der ganze Brief wurde früher mit Rücksicht auf den Adressaten unterdrückt; nur die Partie, die Wildes seelische Entwicklung in den Gefängnisjahren darstellt, gelangte an die Öffentlichkeit. Heute ist der ganze Brief offen. *Epistola: in carcere et vinculis*.¹⁾ Einerseits kann man den Brief eine Verteidigungsschrift nennen, andererseits das Bruchstück eines Romans, des Ichromans, den Wilde aus ästhetischen Gründen niemals hätte schreiben können. Die Verteidigung ist eine Geschichte der Freundschaft Wildes mit Alfred Douglas, seinem geliebten Bosie, dem er in den Niederungen der Welt begegnet war und der dazu berufen schien, ihn selbst, nach Ausschweifungen in Schönheit und Hässlichkeit, in die Bahnen des Gemeinen niederzuziehen. Es ist peinlich, diese Seiten zu lesen, aus denen sittliche Verworfenheit und psychische Roheit starren, und in die nur ab und zu ein Blitz aus Oscar Wildes Geist hellere Punkte setzt. Wie tief muss er den Freund geliebt haben, den er, nachdem er von ihm lieblos behandelt, gequält, beschimpft worden war, immer von neuem aufnahm. Denn wie in Douglas der Hass gegen den Vater stärker gewesen war als die Liebe zu Oscar, den er preisgibt, so war in Wilde die Liebe größer als der Hass, zu dem er ein heiliges Recht gehabt hätte. Aber Wilde, der Mann des exzessiven Geistes, kam nie dazu, die absolute geistige Inferiorität des andern zu realisieren, das hätte geheißen, ihn von sich zu stoßen. Was konnte ihm letzten Endes nach so mannigfaltigen Enttäuschungen Bosie bieten, dem ein luxuriöses Diner wichtiger war als Wildes sprühende Unterhaltung. „Das höchste Laster ist Seichtheit.“ Der Gedanke wiederholt sich in der *Epistola* fortwährend in Variationen. Und diesem Pächter aller Oberflächlichkeit und Korruption schrieb er den schönsten Brief, den er vielleicht je zu schreiben hatte, aus dem Kerker noch, nicht im beschimpfenden, aber im milden, gütigen Tone des Vorwurfs.

Wie die Achtung vor Wilde durch diese grenzenlos weite Geste des Vergebens steigt, so fällt sie durch den zweiten Teil der *Epistola* vor der Unverändertheit seines Wesens, nachdem er monatelang im Kerker gelitten hatte.

¹⁾ S. Fischer Verlag, Berlin, 1925.

Manchmal könnte man meinen, dies Leiden sei eher durch die schnöde Behandlung seiner gepflegten Hände als durch die Qual einer Seele entstanden. Nichts in Wilde hat sich gewandelt, der Kummer hat ihn nicht veredelt, hat ihn nur etwas weicher gemacht. Und welcher Art ist der Kummer? Dass er ein Ausgestoßener sei, weil er gefehlt hat? Keineswegs. Sondern weil zwei Jahre seines Lebens verdämmern, die in Schönheit hätten leuchten können. Ruchlos müsste man diese Erlebnisart nennen, die ja kein Erlebnis verschafft, das irgendwie aus dem sittlichen Empfinden erstehen würde. Wilde empfindet die Verurteilung und die Strafe nur als etwas Lästiges, nach dem man mit der Fliegenklappe schlagen möchte. Zwar hat er im Gefängnis Christus entdeckt, nicht den Erlöser, das Symbol einer sittlichen Weltordnung, sondern den Verkünder dessen, dass der Erfolg verächtlich, dass Menschenliebe Formalismus, dass der Geist allein von Wert sei. Bezeichnend, wie Wilde die Gestalt der büßenden Magdalena deutet. „Die Christus von ihren Sünden erlöste, die werden einfach um schöner Momente willen in ihrem Leben erlöst. Als Maria Magdalena Christus erblickt, zerbricht sie die kostbare Alabastervase, die einer ihrer sieben Liebhaber ihr geschenkt hat, und gießt die wohlriechenden Salben über seine ermüdeten, staubigen Füße aus; dieses einen Moments wegen sitzt sie für alle Zeiten mit Ruth und Beatrice unter den Gewinden aus schneeweißen Rosen im Paradiese.“ Man muss befürchten, dass Wilde um all der schönen Worte über Schönheit willen nie erlöst worden ist. Wie könnte es sein, da selbst der Kerker seinen Schönheitskrampf nicht brach und Wilde seine ewige Jagd nach einem neuen Hedonismus im Strahl der wiedererreichten Freiheit aufnahm. Dies war *sein* Glück, dass er auch in den schmerzlichsten Brechungen seines Daseins der vollblütige Ästhet bleiben konnte, den kein nagendes sittliches Schuldgefühl, keine Schuld an der Welt, beirren und im Genusse stören konnte. Hier aber erfolgt die innere Abkehr von Wilde, dessen Konfession durch die Epistola, ob sie auch aus Kerker und Fesseln zu uns dringe, über Bewunderung für schön Gesagtes nicht hinausführt. Ob es auch am Schlusse des Briefes heißt: „Du wolltest bei mir die Lebensfreude und die Kunstfreude lernen. Vielleicht bin ich dazu berufen, Dich etwas viel Wundervolleres zu lehren: die Bedeutung des Schmerzes und seine Schönheit“ — kalter Schmerz und frostige Schönheit.

In Einem muss Wilde unvergleichlich gewesen sein: im Gespräch. Alle, die von ihm persönlich berichten können, versichern es, Robert Ross, Arthur Ransome, André Gide und neuerdings auch Frank Harris. Aber keiner von diesen wusste die Anmut seines Gespräches wiederzugeben. Sie vermochten nur zu sagen, dass es herrlich gewesen sei, ihm zu lauschen, wenn er im intimen Kreis plauderte oder eine seiner Erzählungen improvisierte, die er dann niemals schrieb. So sind sie uns verloren gegangen. Nun ist ein Versuch da, von dieser erlesenen Kunst Wildes die Nachwelt etwas ahnen zu lassen. Es soll bei-
leibe nicht vom Spiel Karl Sternheims die Rede sein, der glaubte, Wildes Leben dramatisieren zu müssen! Welche Blasphemie, dass gerade das, was namhafte Künstler, die Wilde kannten, nicht fertig brachten, weil es ihnen am Wort gebrach, das wirklich gesprochene Wort Wildes nachzubilden, — dass das in der Prosa eines Sternheim gespuckt werden soll! Nein, nicht Herr Sternheim.

Doch Laurence Housman hat im Märzheft der *Neuen Rundschau* ein Zusammen-
treffen mit Oscar Wilde geschildert. Der Dialog entwickelt sich in einem Pariser
Café, im Herbst 1899, also nach der Entlassung des Dichters aus dem Zuchthaus
und nicht lang vor seinem Tode. Ein Dialog ist es, weil Housman wusste, dass
nur durch eine Art von Dichtung hindurch das Phänomen gefasst werden kann.
Das legt er denn auch selbst in einem hübschen Vorwort dar, in dem er auch
einiges über die Wahrhaftigkeit eines solchen Gespräches, das nach langen
Jahren aufgezeichnet wird, plaudert. Man stimmt dem Verfasser darin durchaus
bei, dass nicht Wort für Wort den höchsten Wahrheitsgehalt nachweisen kann,
dass es aber darauf ankommt, den Ton, die Schwingungen aufzufangen, die
Wildes Sprechen erzeugte. Darum muss dieser Dialog gerade in Paris schweben,
in der Stadt, die Wilde vor allen andern liebte. Dort trifft er sich mit den Freun-
den, die ihm geblieben sind, und entzückt sie, indem er sie durch den Glanz
seiner Sprache, durch die Melodie seiner Worte blendet. Denn der Blender ist
er immer noch. Reizend apostrophiert ihn Housman, wenn er gelegentlich
seine Bonmots wie girrende Tauben steigen lässt, oder wenn er bewusst eine be-
sonders glückliche Pointe durch eine Kunstpause noch schmackhafter macht.
Was ist das Thema? Das lässt sich nicht so leicht sagen. Man spricht von so
vielen, oder Wilde spricht, und die andern geben die Stichwörter. Aber dann
setzt er zu einer kleinen Erzählung an, formt spielerisch das Märchen vom
Manne, der seine Seele verhandelt und sie für den Preis seines Leibes zurück-
kaufen muss. Die Stimmung ist kostbar, wie die kostbar ziselierten Worte;
sie ist fast zart, wie die Farbe des Cafés, vor dem man sitzt, des „Café de la
Vieille Rose“, und es fallen einem die Verse Gautiers ein, die Wilde im *Dorian
Gray* zitiert hat: „Devant une façade rose, sur le marbre d'un escalier.“ Das
ganze Gespräch ist so entzückend fein, wie es vielleicht in der deutschen
Literatur nur Hofmannsthal dichtend erfinden könnte. Denn dadurch nur ist
der Dialog Housmans in der Wilde-Literatur wertvoll, dass er, indem der
verhallende Nachklang einer schönen Wirklichkeitsstunde gesucht wird, selbst
zur Dichtung wird.

CARL HELBLING



DER SOMMERTAG DER BESELIGTEN SEELE¹⁾

Nicht mehr wie in der herben Frühlingsluft von Annettes und Sylvies
Jugendfreundschaft heben sich zur Zeit ihrer Sonnenwende wenige gegen-
sätzliche Ereignisse scharf voneinander ab. Im lichten Glanz und in der schwer
lastenden Gewitterschwüle dieses Sommers reift eine drängende Fülle von
Erfahrungen.

¹⁾ Romain Rolland: *L'Ame Enchantée II. L'Été*. Paris. Ollendorff 1924. — Soeben bringt
der Kurt Wolff-Verlag in München unter dem Titel *Sommer* die von Paul Amann besorgte Über-
setzung dieses zweiten Teils der *Verzauberten Seele* heraus.